

Leseprobe aus: **Der andere Jesus** von Christine Kolbe.

Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages. Alle Rechte vorbehalten.

PRANAHAUS[®]
Alles Gute für Körper, Geist und Seele

Hier geht's zum Buch

[>> Der andere Jesus](#)

Christine Kolbe

Der andere Jesus

Neue Einblicke in das Christusgeschehen

Inhalt

Vorwort

Einführung

Passahfest

Kreuzigung, Flucht und Geburt

Bruderschaft, Einöde und Wiedersehen

Gemeinschaft

Reise

Nachwort

Danksagung

Über die Autorin

Vorwort

Es war ein Winterabend im Jahr 1987, als ich meinen ersten Versuch unternahm, automatisch zu schreiben. Ich hatte davon gelesen und glaubte nicht ernsthaft, eine automatische Handschrift verfassen zu können. Zu meiner großen Überraschung begann meine Hand selbständig Linien und Kurven zu zeichnen, bevor die ersten Worte in einer mir untypischen Handschrift auftauchten. Der erste Satz lautete: „Am anderen Ufer ist alles anders.“ Es folgte ein kurzer Text über das „Leben“ in einer anderen Dimension, und diese erste Durchgabe wurde von meiner Großmutter Elisabeth unterschrieben. Ich war beeindruckt. Diese, 1926 schon jung verstorbene Großmutter war in meinem Denken so gar nicht präsent. Sie starb, als mein Vater elf Jahre alt war, und es gibt so gut wie keine Details oder Erinnerungen aus ihrem Leben.

In der Folge schrieb meine Großmutter Elisabeth in fest vereinbarten Schreibsitzungen auf über 1500 dicht beschriebenen Seiten über das jenseitige Leben, aber auch über unser physisches und psychisches Sein, unser Unterbewusstsein, unsere Seele und Reinkarnation. Eine ihrer Kernaussagen lautet: „Nichts geschieht zufällig. Allem Geschehen liegt ein tieferer Sinn zugrunde, und wir Menschen sind ewige Wesen.“

Ich betrachte es als meine persönliche spirituelle Ausbildung und oftmals griff sie meine aktuelle Lebenssituation auf, um mir ihre Sicht auf die Dinge zu vermitteln. Eine kostbare Quelle intensiver Informationen über unser zuweilen unübersichtliches physisches Leben.

Ende der Neunzigerjahre änderte sich diese Art der Durchgaben, und ich wurde mit der Frage konfrontiert, ob ich fortlaufende Texte zu einem bestimmten Thema verfassen möchte. Zum ersten Mal richteten sich die Durchgaben nicht mehr an mich persönlich, sondern begannen eine Geschichte zu erzählen, die thematisch und in ihrem zeitlichen Kontext mit meinem Leben gar nichts zu tun hatte. Es sollte eine Geschichte über Jesus, sein Leben, Wirken und seinen vermeintlichen Tod werden.

Meine Überraschung und meine Neugier waren groß, und ich begann, Schreibsitzungen für die Durchgabe dieser Geschichte abzuhalten. Zu diesem Zeitpunkt war ich nicht sehr vertraut mit dem Neuen Testament und dem Leben von Jesus von Nazareth, der in dieser Geschichte „Jeheshua“ genannt wird.

Angetrieben davon, den Fortgang der Geschichte zu erfahren, wuchs das Material, und mit jeder neuen Durchgabe wurde die Brisanz der Geschichte deutlich: Er starb nicht am Kreuz!

Vielleicht war genau das der Grund, warum das Material, das in Etappen über einen Zeitraum von zwölf Jahren entstand, nach seiner Fertigstellung in einer Schublade meines Schreibtisches verschwand.

Mir wurde offenbar, dass dieses Material in die Welt gebracht werden musste, aber genau davor schreckte ich zurück. Wie würde es aufgenommen werden, und was würde mit mir als Mittlerin geschehen? Wohl wissend, dass die Durchgaben eine wichtige Aufgabe bedeuteten, konnte ich mich nicht dazu durchringen, sie zu veröffentlichen. Sie lasteten auf mir wie ein unlösbares Problem.

Und beinahe hätte mich auch jetzt, nachdem ich mich endlich entschlossen hatte, sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, mein ganzer Mut wieder verlassen, als sich beim Lektorat die Geschichte als teilweise unlogisch, unzusammenhängend und langatmig erwies.

In der Tat sind die Durchgaben an manchen Stellen widersprüchlich und unübersichtlich, und mir ist mein Unvermögen als Vermittlerin durchaus bewusst. Aber ich habe mich dennoch entschieden, die Texte nicht zu verändern und so authentisch wie möglich zu erhalten. Es wurden nur marginale Korrekturen vorgenommen, und es ist dem Leser anheimgestellt, sich selbst ein Urteil zu bilden. Es schien mir unzulässig, Texte zu verändern, deren Verfasserin ich nicht bin. Gleichwohl ist es in gewisser Weise mein Werk, denn ich musste das Empfangene in Worte übersetzen, die in ihrer Sprache und in ihrem Ausdruck für mich altmodisch und ungewöhnlich waren. Gewiss ist es mir oft nicht gelungen, und ich vermute, dass die Ungereimtheiten und Entstellungen genau darauf zurückzuführen sind. Ganz besonders schwierig war es für mich, Namen von Personen und Orten zutreffend zu erfassen. Maria Magdalena wird zuweilen „Miriam“ genannt. An anderer Stelle konnte ich gar nichts auffangen, und so befinden sich dort Leerstellen im Text, die durch eckige Klammern gekennzeichnet wurden.

Aber in ihrem Kern scheinen mir die Durchgaben gelungen zu sein und im Wesentlichen das zu erfassen, was gesagt werden sollte.

Und erst in diesem Jahr wurde mir bewusst, dass mit den Durchgaben ein wirklich wichtiger Auftrag verbunden war und ich die Texte nicht länger für mich behalten kann. Viele meiner Kunstwerke als Malerin haben etwas mit dieser Geschichte zu tun, auch wenn es mir lange Zeit so schien, als wäre das Thema weit entfernt von mir.

Zurückblickend erscheint es mir heute als Teil meiner Lebensaufgabe und zentraler Aspekt meiner kreativen Arbeit.

Christine Kolbe
Im Juni 2020

Einführung

Durchgabe vom 21.06.2005

Kein Ereignis der jüngeren Menschheitsgeschichte ist vieldeutiger, mysteriöser und umstrittener als das des Christusgeschehens.

Alles, was von Geschichtsschreibern, Beobachtern und Aposteln überliefert ist, wurde über Jahrhunderte hinweg zensiert, entstellt, berichtigt und den allgemeinen Zwecken dienlich gemacht. Noch immer schlummern Manuskripte an verborgenen Orten, die Licht in die ungeklärten Lebensumstände des Mannes namens Jesus bringen könnten. Doch auch noch in diesen Tagen werden Materialfunde, die nicht in das allgemeine Bild passen, aussortiert, unter Verschluss gehalten oder als unzutreffend eingestuft.

Das vorliegende Buch erzählt die Geschichte der Ereignisse, wie sie noch niemals dokumentiert wurde, wie sie sich aber gleichwohl so zugetragen haben könnte. Vielen Skeptikern der althergebrachten überlieferten Version des Lebens und Wirkens Christi wird diese Geschichte Stoff zum Nachdenken geben, und jeder, der sich bisher über den allgemeinen Wissensstand hinaus noch niemals damit beschäftigt hat, wird eine spannende und überaus plausible Geschichte vorfinden, die durchaus den Rahmen dessen, was bisher geschrieben wurde, sprengen wird.

Seine magischen Werke, sein mysteriöser Tod, sein Verschwinden aus der Grabkammer und sein tatsächlicher Verbleib werden anschaulich und überaus glaubwürdig beschrieben. Könnte es nicht so gewesen sein? Niemand kann heute mit Bestimmtheit sagen, wie sich alles zugetragen hat. Sogar die physische Existenz Jeheshuas, so sein hebräischer Name, wird zuweilen angezweifelt.

Diese Geschichte entwirft ein lebendiges Bild Judäas im Jahre 33 n.Chr. im Schatten der römischen Besatzung und der spirituellen Strömungen jener Zeit. Es ist eine Geschichte für alle, die an der Thematik interessiert sind, und eine überraschende Beschreibung der Umstände seines vermeintlichen Todes und der Zeit danach, die bis heute im Dunkeln liegen und nun erstmalig erhellt werden.

1. Passahfest

Das große Tor wurde zur Nacht geschlossen. Mit lautem Getöse fiel es zu, und die Wächter verriegelten es mit dicken Eisenketten. Der Wachtposten auf der Mauer saß gähnend auf seinem Schemel. Blinzeln blickte er nach Westen, wo die Sonne wie ein glühender Ball ihre letzten rot gefärbten Strahlen über das Land schickte.

Die kleine Karawane kam aus den Bergen des Sinai hinab in die Ebene.

Wenn die Stadttore verschlossen waren, wurde das Gelände unterhalb der Mauern lebendig. Die Verstoßenen, Aussätzigen und Bettler führten hier ihr grausames Regiment. Wer seine Beute oder erbettelte Habe nicht mit den anderen teilte, wurde verdroschen und wüst misshandelt. Deshalb brachten alle, soweit es sich nicht verbergen ließ, ihre ergaunerten Schätze wie Münzen, Brot, Käse, Weinschläuche und Früchte hierher auf den staubigen Platz unterhalb der Mauer, wo der Bettlerfürst streng und unnachgiebig regierte.

An diesem Tag saß ein Zwerg unter ihnen, den sie in der Gemeinschaft den Buckligen nannten. Er war eher gefürchtet als geachtet. Dennoch brachte man ihm Respekt entgegen, wenngleich sein Äußeres abstoßend war und seine fauligen Zähne einen üblen Geruch verbreiteten. Man sagte ihm nach, er stünde mit den Geistern im Bunde, und so manches Mal war es geschehen, dass er sich in Krämpfen am Boden wand und wirres Zeug von sich gab. Mal waren es unartikulierte Laute, mal Stimmen, die in fremden Sprachen schrill und unverständlich klangen.

Meistens war es jedoch die Sprache, die sie alle verstanden, und die Worte, die gurgelnd aus seiner Kehle quollen, jagten allen Schrecken und Angst ein. Es waren Worte des Zorns und der Zerstörungswut. Worte, die den Untergang von allem ankündigten und so lebendig beschrieben, dass die Umstehenden vor Angst das Weite suchten.

Manchmal sprach die wortgewandte Stimme Einzelne mit fremdem Namen an, wusste um ihre Geheimnisse und sorgte so für Tumult und Unfrieden. Man fürchtete diese Schrecken verbreitenden Anfälle, die den armen Buckligen so plötzlich überfielen, dass man sich nicht darauf vorbereiten konnte.

An diesem Abend, als das Bettelvolk beim Feuer unterhalb des großen Mauervorsprungs beisammen saß, um die heutige Ausbeute zu inspizieren, blickten alle nervös auf den Zwerg, der ahnungslos auf ein paar trockenen Datteln herumkaute.

Heute war Vollmond, und das war stets der Fall, wenn er in diesen gefürchteten Zustand fiel. Oftmals hatte er die kleinen und großen Vergehen, wie zur Seite gebrachte Diebesbeute oder Ähnliches, das unter dem Bettelvolk streng geahndet wurde, zur Sprache gebracht. Und hätte der Bettelfürst nicht ein so waches Auge auf den Zwerg gehabt, wäre er längst hinterrücks ermordet worden, um den gefürchteten und abscheulichen Darbietungen für immer ein Ende zu machen.

Auch heute beäugten ihn die Umstehenden mit dem ängstlichen Seitenblick der Verschwörer, die doch wieder ein paar Schekel zur Seite gebracht hatten, schon um sich auf der anderen Seite der Stadt eine Frau zu kaufen oder andere Geschäfte zu tätigen, von denen niemand etwas wissen sollte. Jeder, der gegen die Abmachung verstieß, wurde bestraft und aus der Gemeinschaft ausgestoßen, es sei denn, er

gelobte noch größere Beute beizubringen, um den Bettelfürst milde zu stimmen und die Gruppe zu besänftigen, damit sie ihn nicht gleich totschiessen.

Der Zwerg genoss diese gefürchtete Position. Er wusste nachher nicht, was mit ihm geschehen war, aber dass es etwas Besonderes gewesen sein musste, sah er in ihren Gesichtern. Niemals erfuhr er Genaueres darüber, und er wollte es auch nicht wissen, solange er in der Gunst des Oberhauptes stand und täglich seine Ration an Wein, Brot und Münzen bekam, die unter allen verteilt wurde.

Die Gruppe hatte sich auf den staubigen Steinen rund um das Feuer niedergelassen und begann, ihre verteilte Habe zu verzehren und einige der Weinschläuche kreisen zu lassen, bevor sie sich zur Nacht auf den Mauervorsprüngen einrichteten, den Kopf auf ein Bündel Lumpen gebettet und mit ein paar Fellen notdürftig zugedeckt.

**

Mittlerweile war es dunkel geworden. Der helle Vollmond spendete so viel Licht, dass die kleine Karawane weiter auf die Stadt zuschritt, gemächlich, mit schwer beladenen Eseln und einem Tross von Fußvolk, das sich kein Gefährt erlauben konnte. In ihrer Mitte war ein Mann mittleren Alters, den sie den Magier nannten. Er trug einen roten Turban und um die Hüften einen braunen Ledergürtel, der mit seltsamen Zeichen reich verziert war. Seine Sprache war Arabisch, aber er verstand auch den Dialekt dieser Gegend, obwohl er ihn nur gebrochen sprach. Sein Ziel war die Stadt, die zur Sonnenwende ein großes Fest feierte und wo er als Wahrsager und Heiler sein Geld verdiente. Sein größter Erfolg war es, den Frauen, die nicht gebären konnten, zu der ersehnten Schwangerschaft zu verhelfen.

Heute wollten sie die Stadt erreichen, um dann am frühen Morgen durch das Stadttor zu ziehen und ihre Waren auf den Marktplätzen feilzubieten.

Abdul Ben Massa hatte ein kurzes Schwert unter dem langen, braunen Wollumhang verborgen. Man wusste, dass sich das Gesindel an der Stadtmauer niederließ, und er wollte vor Überraschungen sicher sein. Sein Kaftan wehte im Wind und eine frische Brise kam vom Meer herüber.

Sein Pferd, ein ausgemergelter Gaul, war darauf trainiert, auf die kleinste Berührung zu reagieren und konnte, wenn nötig, in einen schnellen Sprint fallen, um eventuellen Angreifern zu entkommen.

Sie ließen sich unter den Palmen nieder, die unweit der Stadt einen kleinen Hain bildeten. Wachen wurden postiert, und eine Gruppe jüngerer Frauen begann damit, Feuer zu machen, um noch vor der Nacht ein Essen zu bereiten. Abdul hielt sich abseits von der Gruppe. Er liebte es nicht, von den anderen umringt zu sein. Eine eigentümliche Unruhe hatte ihn ergriffen und so blickte er sich um, ohne genau zu wissen, was er eigentlich suchte.

Die Bettler hatten die Karawane kommen sehen, wagten aber nicht, mit Knüppeln und Steinen gegen die gut bewaffneten Posten vorzugehen. Sie würden am Morgen auf dem Marktplatz zu stehlen und zu betteln versuchen. Stets boten sie bereitwillig ihre Dienste an. Sie halfen beim Abladen der Waren, schleppten Wasserkrüge oder gaben vor, betuchte Käufer anlocken zu können. Aber sie taten all dies nur, um in einem unbemerkten Augenblick etwas zu stehlen und verschwinden zu lassen.

Oft wurden sie deshalb verjagt, bevor sie in die Nähe der Waren kommen konnten. Aber oft genug bestachen sie die Wachtposten, die dann zufällig wegblickten, wenn in dem allgemeinen Tumult auf dem Marktplatz ein Schlauch Wein verschwand oder eine Ziege plötzlich fortlief und unter lautem Protest in den Gassen abhandenkam.

Als der Morgen graute, sprengten einige Reiter in langen weißen Kaftanen heran. Es waren Herolde des Königs, die dem Statthalter neue Nachrichten zu überbringen hatten. Unter lautem Rufen öffneten die Wachen die schweren Stadttore. Das Quietschen der eisernen Angeln wurde nur noch von den Rufen der Esel übertönt, die lauthals nach Wasser verlangten.

Die Reiter verschwanden schnell in den Gassen der Stadt, um sich zum Palast des Statthalters zu begeben, der bereits auf ihr Eintreffen wartete. Die Meute Hunde, die den Reitern den Weg versperrten, um im Unrat der Gassen zu stöbern, stob nach allen Seiten auseinander.

Einer, der durch seinen schwarzen Gürtel mit silbernen Emblemen augenscheinlich der Anführer war, zog eine große Umhängetasche unter seinem Sattel hervor. Seine Begleiter flankierten ihn, wie um ihn vor etwaigen Angreifern zu beschützen. Im Schein einer Fackel, die wie gewohnt die ganze Nacht über an dem Portal brannte, trat er auf den kleinen Einlass zu, der sich an der seitlichen Einfassung befand. Ein Murren, gefolgt von Schlüsselklappern, war zu hören, als die kleine Pforte sich öffnete und die Reiter, bis auf einen Wachtposten, in dem umfriedeten Gelände verschwanden.

Schon beim ersten Morgengrauen war er erwacht, schweißgebadet von einem verwirrenden und bedrückenden Traum. Wieder war er ihm im Traum begegnet, der, auf den die Juden warteten und der nun bald erscheinen sollte. Sein Bettzeug war vom Schweiß getränkt und sein Atem ging schnell und unregelmäßig. Es war nun schon das siebte Mal, dass er diesen Traum träumte, in dem er ihn, den sie den Messias nannten, zum Tode verurteilte und in dem eine innere Stimme ihm sagte, dass dies ewige Verdammnis bedeuten würde.

Beim Geräusch des nahenden Dieners schreckte er hoch und bedeckte sich mit einem weiten Mantel, damit sein Leibwächter seine Verfassung nicht erkennen konnte. Seit Wochen fühlte er diese Bedrohung, diese Angst, in etwas hineingezogen zu werden, das fürchterlich und grauenvoll war. Aber war es nur das, oder rührte die Angst noch aus einem anderen Grund, den zu erkennen er nicht wagte?

Der Diener stellte wortlos Brot und Früchte bereit und verließ das Gemach, das an diesem Morgen stickig und schwül war. In den Gassen der Stadt tummelten sich schon zu Hunderten die Händler, die in der ganzen kommenden Woche die Stadt in einen einzigen Basar verwandeln würden. Es gab buchstäblich nichts, was hier nicht angeboten wurde. Brot, Früchte, Wein, süße Kuchen mit Rosinen, Töpfe, Kupfergeschirr, irdene Gefäße, Krüge, Schuhe, Lederwaren, lebende Tiere, Leinen und golddurchwirkte Brokatstoffe, Wolle, Farben zum Färben und natürlich all die Mixturen der Quacksalber, die die ominösesten Salben und Pulver verkauften, allesamt angeblich hochwirksam und heilkräftig bei jedem Gebrechen, das man sich denken konnte.

Die Kräuterweiber blieben unter sich. Auf dem Marktplatz bildeten sie einen Reigen von aufgetürmten Bündeln getrockneter Kräuter, die in keinem Haus fehlen durften.

In der hintersten Ecke des Marktes hatte Miriam einen kleinen Tisch mit den kostbaren Salbölen ihres Vaters aufgebaut. Duftende Blütenessenzen und seltene Balsamöle, die aus der Rinde bestimmter Bäume mühsam gewonnen wurden und die für das einfache Volk unbezahlbar waren.

Sie selbst hatte ihr Haar mit Orangenblüten geschmückt, und einige Locken ihres rötlichen Haares waren ihr in die Stirn gefallen. Ihr Bruder half ihr beim Aufbauen der Waren. Kleine Tonkrüge, mit Wachs verschlossen, und große Schalen, mit Blüten und Kräutern gefüllt, die noch frisch den Ölen beigemischt wurden. Eine kleine Schale kostbaren Salbols war auch dabei, die sie seit Kindertagen mit sich trug und die sie niemals verkauft hätte. Sie hatte das Gefühl, dass dieses Öl für einen besonderen Anlass bestimmt war, der irgendwann in ferner Zukunft eintreten würde. Sie rückte die letzten Tonkrüge zurecht, als eilig dahinreitende Männer in weißen Umhängen Richtung Stadttor davonpreschten. Sie blickte ihnen nachdenklich nach. Was mochte sie so zur Eile antreiben?

Wenig später standen die ersten Käufer vor den Auslagen, beäugten die Waren, fühlten, probierten und feilschten, so, wie es immer war.

Der Lärm unzähliger Stimmen erfüllte die Gassen und drang in das Arbeitszimmer des Statthalters, der über die Schriften des Königs gebeugt saß. Sorgenfalten machten sich auf seiner Stirn breit. Er fächelte sich Kühle zu und las den letzten Abschnitt nun schon zum dritten Mal. Immer wieder stiegen Bilder aus dem Traum der vergangenen Nacht auf und schoben sich vor die Schriftstücke, die ausgebreitet vor ihm lagen. Er war Statthalter und in seiner Funktion auch oberster Richter, von dem unmissverständlich ein grausames Urteil gefordert wurde.

Er ließ sich schwer auf seinen Sessel fallen, um die Diener zu rufen, ihm ein Bad zu bereiten. Es war ihm, als könne er damit alle Sorgen von sich abwaschen.

Das leise Klirren von Glas ließ ihn aufschrecken. In dem wohlig warmen Wasser war er beinahe eingenickt. Der Diener reichte ihm einen Kelch mit frischem Most und eine Rebe mit reifen roten Trauben. Er verspürte keinen Appetit und ließ alles unberührt, um sich für die tägliche Audienzstunde anzukleiden. Seine Toga aus rotem Samt lag schwer auf seinen Schultern. Die goldene Kette zerrte an seinem Hals, wie

sein Amt an seinen Nerven. Die Gedanken kreisten um die Schriftstücke und die Konsequenzen, die sich daraus für ihn ergaben. Heute sollte er eine Ansprache auf dem Balkon des Palais halten, um den Basar offiziell zu eröffnen. Dabei machte sich niemand die Mühe, auf diesen Auftritt zu warten. Man hatte bereits begonnen, die Waren feilzubieten, und niemand achtete mehr auf ihn, wie er schwankend dastand, die Augen zum Himmel gerichtet, so, als ob von dort Hilfe zu erwarten sei.

Er mochte eine Weile so dagestanden haben, als seine Gemahlin neben ihn trat –, die jubelnde Menge unter ihnen, die sich auf die kommenden Festtage freute. Sachte legte sie ihre Hand auf seinen Arm und blickte ihn fragend an.

Das Volk drängte sich in den Gassen, die von Staub und Hitze erfüllt waren. Überall türmten sich Warenberge, Ziegen und Esel, Hühner und anderes Getier liefen zwischen Körben mit Gemüse und Obst umher. Das kommende Fest wurde von jedermann sorgfältig vorbereitet. Den rituellen Reinigungen in den Badehäusern folgten strenge Fastentage, die mit Gebeten und Exerzitien ausgefüllt waren.

Nun war es an der Zeit, die Vorratskammern für das bevorstehende Fest zu füllen. In jedem Haus gab es die traditionellen Kuchen und Speisen, die nur zu diesem Anlass gebacken und zubereitet wurden. Alles fieberte dem Passahfest entgegen, und mit bunten Wimpeln wurden die Häuser gekennzeichnet, in denen in diesem Jahr ein Kind zur Welt gekommen war. Bei dem großen Gottesdienst wurden alle neugeborenen Kinder mit einem besonderen Segen versehen und damit in die jüdische Glaubensgemeinschaft aufgenommen.

Die Frauen trugen große Körbe mit den benötigten Lebensmitteln nach Hause. Alles wurde nach strengen Regeln in eigens dafür vorgesehenem Geschirr und Töpfen zubereitet. Die Zeit der faden Fastenspeisen war damit vorbei, und alle freuten sich auf das Beisammensein mit der Familie und dem ausgiebigen Speisen, das dem Besuch der Synagoge folgte.

Heute schien eine besondere Anspannung in der Luft zu liegen. Die Händler fuhren unwirsch ihre Zöglinge an, die Frauen kreischten und gerieten in Streit, das Vieh blökte unruhig, und einige Adler kreisten über der Stadt. Ein Zeichen, dass etwas Besonderes in der Luft lag.

Sollte es etwa wieder ein Erdbeben geben?, so fragte sich Miriam. Sie hatte feste Stammkundschaft, die für verschiedenste Zwecke regelmäßig das Öl bei ihr kaufte. Mal waren es Salbungen, die rituell bei Hochzeiten stattfanden, ebenso wie spezielle Öle, mit denen Neugeborene eingerieben wurden. Die Salböle zum Reinigen der Verstorbenen bewahrte sie extra in einem Korb unter dem schlichten Holztisch auf. Sie wollte das Auge der Käufer nicht darauf lenken.

An diesem Morgen hatte sie schon eine Vielzahl von Käufern bedient und gönnte sich nun einen Schluck aus dem tönernen Wasserkrug und ein Stück Käse mit Brot, das sie in ihrer Tasche bei sich trug. Zu gern wäre sie selbst über den Markt gezogen, um all die Auslagen zu bewundern. Besonders die Goldschmiede erregten ihre Aufmerksamkeit. Der Schmuck, der in kleinen Holzkästchen angeboten wurde, war nach arabischer Art reich mit filigranen Mustern und Emblemen verziert.

Miriam wusste, dass sich heute Abend viele Gäste im Haus ihres Onkels versammeln würden. Ihr Bruder hatte ihr von der geheimen Zusammenkunft erzählt, die sich im Kreis einer besonderen Bruderschaft abspielte und zu der nur Mitglieder zugegen waren. Sie wusste, dass ihr Onkel seit Jahren Führer dieser Bruderschaft war, doch war ihr niemals zu Ohren gekommen, worum sich ihre regelmäßigen Versammlungen eigentlich drehten. Sie hatte sich niemals Gedanken darüber gemacht, bis eines Tages ein besonderer Gast erwartet wurde, der bei Anbruch der Dunkelheit ungesehen ins Haus geführt wurde und ebenso unbemerkt wieder verschwand. Dieser fremde Gast musste von besonderer Bedeutung sein, und Miriam war neugierig, ob sie ihn wohl heute zu Gesicht bekam. Sie war dazu eingeteilt, beim Austeilen der Speisen zu helfen, und somit würde sie die Versammelten in Augenschein nehmen können.

„Miriam, träumst du?“, rief die Bäuerin, die neben ihr einen Stand mit wohlriechenden Kräutern aufgebaut hatte. Einige Käuferinnen standen vor ihren Tonkrügen, um über ihren Inhalt zu beratschlagen. Doch Miriam hatte nur in Gedanken versunken vor sich hingestarrt. Nun fuhr sie auf, um die Käuferinnen zu beraten. Verwirrt zog sie ihr Kleid glatt und begann die verschiedenen Öle zu beschreiben.

Im Amtszimmer des Statthalters hatte sich eine Gruppe hoher Vertreter des jüdischen Rates versammelt. Sie waren abgesandt, um die Feierlichkeiten der kommenden Tage mit dem Statthalter zu besprechen und seine Soldaten um Rücksicht auf ihre religiösen Stätten zu bitten. Immer wieder verletzten

römische Soldaten die Verbotszone am großen Platz vor der Synagoge und betraten heiligen Boden, der nur den jüdischen Priestern und Gläubigen vorbehalten war. Dieses Sakrileg wurde von der Gemeinde sehr beklagt, und so war auch heute die Gesandtschaft der Priester hier erschienen, um ihn zu bitten, seinen Soldaten Zurückhaltung aufzuerlegen.

In diesen Tagen kamen viele Menschen aus weit entfernten Regionen in die Stadt, um das große Fest zu feiern. Doch gab es immer auch allerlei Unruhen und Tumulte, wenn die hitzigen Diskussionen um religiöse Auslegungen und die allgemeinen Anfeindungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen zu hohe Wellen schlugen. In diesem Fall war es den jüdischen Aufsichtsbeamten verwehrt, einzuschreiten, und römische Soldaten griffen oft allzu brutal ein, um die Streitenden zur Ruhe zu bringen. Daher waren in diesen Tagen die Gefängnisse überfüllt, und die bekanntermaßen immer wieder aufgegriffenen Streithähne wurden erst nach dem Fest wieder freigelassen.

Der Statthalter hörte sich die Klagen und Bitten der Priester ruhig an. Er war es leid, immer wieder schlichtend einzugreifen, aber wenn entscheidende Urteile gefällt werden sollten, wurde er gezwungen, in der einen oder anderen Weise zu entscheiden. Er fühlte sich wie ein Spielball zwischen rivalisierenden Gruppierungen, die ihn nach Belieben hinzuzogen oder ausschlossen. Und all dies tat er nur, um Ruhe in der Region zu bewahren, deren historische und traditionelle Feindseligkeiten für ihn nie genau zu durchblicken waren.

Auch heute wieder sollte er Soldaten dort postieren, wo die Priesterschaft es wollte, nicht jedoch da, wo ihre eigenen Wachposten aufgestellt wurden. Manchmal wurde es ihm zuviel mit all den Regeln und den Sondergenehmigungen, die sie von ihm forderten.

Er kehrte in Gedanken in seine Heimat zurück, wo die religiösen Bräuche so viel einfacher und klarer waren. Es gab die einzelnen Feste, die den Göttern geweiht waren, und alle Welt konnte daran teilnehmen oder fortbleiben, ohne dass dies Züchtigungen und Sanktionen nach sich gezogen hätte. Er sehnte sich nach der Ruhe und Klarheit im Palast seines Vaters, wo alle Zeit das Leben nach eindeutigen Regeln abließ und alles seinen Platz hatte. Er verglich die Stadt hier mit einem Hexenkessel, einem Schlangennest im Vergleich mit seinem eigenen Zuhause.

Die Delegation verabschiedete sich, und er notierte einige Besonderheiten für den Dienstplan seiner Soldaten, die oftmals nur unwillig ihren Dienst versahen und von aller Welt nur verachtet und gehasst wurden. Das war kein Wunder nach der langen Belagerungszeit, die es jedoch niemals geschafft hatte, Ruhe und Ordnung in dieser Stadt zu schaffen. Was mochte das Passahfest dieses Mal wieder bringen? Schweiß rann ihm von der Stirn.

Der nächste Besucher war einer der wenigen Freunde, die er unter den Juden hatte. Er hatte ihn einst als Schlichter in den Auseinandersetzungen mit der Priesterschaft kennengelernt. Er war ein weiser und besonnener Mann, der immer wieder weitblickend und klug zu raten verstand. An diesem Morgen begrüßte er ihn besonders herzlich, war ihm dieser Gast doch immer willkommen.

Josef von Arimathäa war ein stattlicher Mann. Er überragte den Statthalter um Haupteslänge. Ein dichter dunkler Bart rahmte sein Gesicht ein, und seine hellen Augen blickten freundlich und weise in diese Welt.

Nach der Begrüßung setzten sie sich an den großen Tisch in der Mitte des Raumes. Ein Diener brachte kühle Getränke, und der Freund erkannte gleich, in welcher Gemütsverfassung sich der Prokurator¹ befand. Sorgenvoll blickte er auf die Papiere, die die Oberfläche des Tisches bedeckten. Es waren unzählige Seiten, dicht beschrieben mit einer Vielzahl von Anweisungen und Erläuterungen, die er noch nicht annähernd durchgearbeitet hatte. Er wollte dies nicht seinem Sekretär Claudius überlassen, sondern selbst alles zuvor lesen, bevor er entschied, wie das eine oder andere von ihm umgesetzt wurde. Erneut hatte es in einem Viertel der Stadt Streitigkeiten darüber gegeben, wer die Treppe zuerst benutzen dürfe und welche Waren dort zu transportieren erlaubt waren, und welche nicht.

Solche ermüdenden Streitigkeiten kamen allenthalben auf seinen Tisch und wurden dann an untergebene Mitarbeiter weitergegeben. Die sorgenvolle Miene bezog sich nun nicht auf derartige

¹ Römischer Titel des obersten Herrschers einer Provinz

Nichtigkeiten, sondern auf ein Dokument, in dem ein bevorstehender Prozess bereits in seinem Ausgang vorweggenommen wurde. Eine Vielzahl solcher Prozesse und Verurteilungen hatte er schon vorgenommen, doch dieses Mal, das spürte er deutlich, überschritt er seine Befugnisse.

Josef hatte still und mit ernstem Gesicht zugehört, als der Prokurator ihm seine Sorge mitgeteilt hatte. Er wusste, er würde ihm vertrauen können. Oft schon hatte er weitblickend Rat gewusst, besonders in Angelegenheiten, die religiöser Natur waren.

Josef fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er hatte befürchtet, dass man das Passahfest dazu benutzen würde, um seiner habhaft zu werden und vor aller Welt ein Exempel zu statuieren.

Die ganzen letzten Monate hatte er diese latente Bedrohung gespürt, unwirklich und doch real. Viele Male hatten sie im engsten Kreis darüber diskutiert, welchen Ausweg es geben könnte. Nach monatelangen Diskussionen waren sie übereingekommen, einen Ausweg zu wählen. Dies war der Anlass seines Besuches gewesen. Dass nun der Prokurator selbst auf diesen Prozess zu sprechen kam, überraschte ihn. Er hatte nicht geglaubt, dass es so schnell gehen würde und der Hohe Rat die Verurteilung würde fordern können. Eine Weile saßen sie schweigend da.

„Nun, mein Freund, was wirst du mir raten in dieser schweren Stunde? Schon zum siebten Mal ist er mir im Traum erschienen, gottgleich mit strahlendem Gesicht. Sag mir, bist du ihm je begegnet, und stimmt es, was sie über ihn sagen?“

Josef antwortete nicht gleich. Er war sich darüber im Klaren, dass, wenn er die ganze Wahrheit zur Sprache brächte, er vielleicht das Vertrauen des Freundes verlöre. Er wollte ihn aber auch nicht hintergehen oder Unwahres antworten.

„Nun“, sprach er, „ich bin ihm begegnet. Und ich bin von seiner Lehre und von seinen Reden auf das Tiefste beeindruckt. Wenn er spricht, verwandelt sich die Welt, und es kehrt eine solche Stille und Ehrfurcht ein, dass niemand auch nur wagt, ihn zu stören oder das Wort zu erheben. Ich bin viele Male Zeuge dieser Kundgebungen geworden, bevor er im Geheimen zu lehren begann, und ich versichere dir, er ist der, auf den wir gewartet haben.“

Der Statthalter hatte mit weit aufgerissenen Augen zugehört. Er war zutiefst überrascht, aus dem Munde eines so besonnenen Mannes solche Worte zu hören.

„Ist es wahr, Josef, dass auch du dazugehörst?“

„Ja, es ist wahr, und ich werde dir auch erklären, wie es dazu kam.“